

Gabu Heindl ist Architektin und staatlich befugte und beeidete Ziviltechnikerin in Wien. Sie studierte Architektur an der Akademie der Bildenden Künste Wien, an der Geidai University Tokyo und - mit einem Fulbright Stipendium - im Postgraduiertenprogramm an der Princeton University/USA. Nach dem Studium arbeitete Gabu Heindl als Projektarchitektin bei Diller + Scofidio in New York und bei de Architekten Cie. in Amsterdam. Seit 2003 ist sie mit dem interdisziplinären studio gabu wang in Amsterdam und Wien selbständig. Seit 2007 plant und realisiert sie unter „GABU Heindl Architektur“ in Wien öffentliche Kultur- und Sozialbauten, forscht und publiziert zu Arbeit, Urbanität und Alltag. Gabu Heindl lehrte von 2004 bis 2007 an der TU Graz und 2002 bis 2003 an der TU Delft. Seit 2007 unterrichtet sie am Institut für Kunst und Architektur an der Akademie der Bildenden Künste Wien. Sie ist Vorstandsmitglied der ÖGFA (Österreichische Gesellschaft für Architektur).

Als eine mögliche kritische Form architektonischer Praxis möchte ich zunächst Kritik und Theorie ansprechen, um danach Projekte meiner eigenen theoriebasierten Praxis zur Diskussion zu stellen. In dem Verständnis, dass Architektur nicht reine Dienstleistung ist, sondern analysierende Gestaltung der Umwelt, gehören zu ihrem Tätigkeitsfeld selbstinitiierte Forschungsprojekte, das Vortragen und Schreiben ebenso wie produktive Dispute, ob informell oder in öffentlichen Diskussionen und in der Lehre. So geht es im Rahmen meiner Lehrveranstaltung *Cities Growth Politics and Power*¹ darum, Potenziale an Widerständigkeit in der Planung auszuloten, indem wir uns mit der Geschichte der Planungskritik und der Position von Planenden in Bezug auf die Macht- und Kapital-Affinität von Architektur auseinandersetzen und sie mit gegenwärtigen Praktiken konfrontieren. Durch den Wandel kapitalistischer Demokratien von der Disziplinargesellschaft zur Kontrollgesellschaft, oder auch

Die zunehmende Prekarisierung der Arbeitswelt und ihrer Arbeitsräume stellt die Architektur vor neue Bedingungen, und das nicht nur, weil sich auch die eigenen Produktionsbedingungen ändern. Umso relevanter scheint mir, innerhalb der Architekturdiskussion Agenden zu lancieren, die Architektur in ihrer Selbstgenügsamkeit als Dienstleistung irritieren, sowie gleichzeitig interdisziplinäre Kooperationsbereitschaft und Solidarität im Widerstand gegen Ungerechtigkeiten zu vermitteln, die sich immer auch über den Raum artikulieren. So ist es mir ein Anliegen, auf der Basis der Arbeit von David Harvey, Susan Fainstein und anderen den Begriff der Gerechtigkeit als Planungsparameter genauso ernst zu nehmen wie etwa den Parameter Nachhaltigkeit – um einen allgemein konsensuellen Begriff zu nennen. Wobei sich mir und meinen Studierenden die Frage stellt: Wie soll das möglich sein, wo es (ähnlich wie bei „Nachhaltigkeit“) nicht *die eine* Gerechtigkeit gibt? Oder auch einen Begriff wie Solida-

Gabu Heindl

Strittige Räume

Für (selbst)kritische (Selbst)Ermächtigungen
in der Architekturpraxis

Wie ist eine kritische Architekturpraxis möglich? Wie kann Architektur ein Ort zur Austragung von politischen Konflikten werden? Kann Planung dem Markt gegenüber widerständig sein?

von Fordismus zu Postfordismus, stellt sich umso dringlicher die Frage: Wie kann Architektur widerständig sein angesichts der Tatsache, dass jede Störung im Postfordismus die Produktivität des Systems durch „Differenzzufuhr“ erneuert?

rität neu zu besetzen in einer Disziplin, die unentwegt stereotype, weil ihr unbekannte Nutzer und Nutzerinnen erfindet. Weder

Gabu Heindl:
„Arbeit Zeit Raum“,
Turia+Kant, Wien
2008; Auszeichnung
„Schönste Bücher
Österreichs“ 2009



identitär noch interessenspolitisch verwendet, bringt der Begriff Solidarität im Sinne Oliver Marcharts die Frage nach den „Anderen“, die nicht gleich sind wie wir, aufs neue ins Spiel der Architektur. Diese Frage ist zumal dann relevant, wenn Architektur im Kontext demokratischer Politik – und das heißt: im Sinn der Möglichkeit, Konflikte öffentlich auszutragen - diskutiert und praktiziert werden soll.

Wie entstehen nun demokratische Räume?² Auch da gibt es nicht die eine demokratische Vorgangsweise als Antwort. Es gilt je nach Kontext zu entscheiden zwischen repräsentativer Demokratie, bei der etwa ExpertInnen durch gewählte politische Verwaltung eingesetzt werden, und *transformativer Partizipation*, die laut Jeremy Till im Wissen um die Machtverhältnisse in der Architektur verändernd agieren könnte - bis hin zu Forderungen der Abschaffung des Experten-Architekten. Gerechte Raumpolitik

erfordert aber manchmal auch starke Planung in der Tradition von *Equity Planning* oder *Anwaltsplanung*, gerade weil sich viele Menschen aufgrund von Bildungsferne oder knappen Finanz- und Zeittressourcen nicht in Teilhabe-Prozesse einbringen können.

Architektur ohne Fundament

Auf meiner Webseite steht: „GABU Heindl Architektur sagt ‚Ja‘ und ‚Nein‘. ‚Ja‘ zur Gestaltung öffentlicher Bauten und Infrastrukturen, Kultur- und Bildungsbauten, ‚Nein‘ zu chauvinistischer, rassistischer oder diskriminierender Architektur, zu ausbeuterischen Projektanträgen, suburbanisierenden Einfamilienhäusern oder Spekulationsbauten.“³ Das liest sich zunächst apodiktisch, ist jedoch eher aus mindestens zwei Prämissen einer postfundamentalen radikaldemokratischen Theorie heraus gedacht. Wenn wir mit Chantal Mouffe Konflikt und Dissens als Basis für jeden demokratischen öffentlichen Raum anerkennen, so scheint mir wichtig, nicht nur Dissens zu fordern, sondern auch zu deklarieren, wofür und mit welcher Haltung frau sich konfliktuös einbringen wird – ob mit oder ohne Mandat. Das impliziert, Ziele und Gegner zu nennen, gewisse Aufgaben anzustreben und andere nicht anzunehmen. Auch „Nein“ zu sagen, kann selbstinitiiert sein. Für das Ergreifen von Positionen gilt nun aber (in postfundamentalistischer Sicht) dass es immer grundsätzlich ungesichert und riskant, aber eben deswegen möglich und in jedem Fall unumgänglich ist, und dass (Selbst-)Widersprüche dabei stets aufs Neue zu verhandeln sind.

„Nein“ zu...

Wenn von rassistischer Architektur die Rede ist, dann verweist das unter anderem auf Ausschluss – wobei nicht nur wörtlich räumliches Ausschließen mittels gebauter Wände gemeint ist, und es auch weniger

augenscheinliche Beispiel gibt als etwa den Bau eines Abschiebe-Zentrums. Nicht so linear gedacht geht es da etwa auch um „Gentrifizierungs-Architektur“, die mithilfe günstigen Wohnraum zu vernichten, oft gepaart mit dem – vom Markt nicht unerwünschten – Effekt, dass damit auch MigrantInnen vertrieben werden. Hierzu ein Beispiel aus Brno: Dort lebt im Stadtteil Cejl ein Großteil der lokalen Roma-Bevölkerung in Armut und unter diskriminierenden Bedingungen. Im Rahmen eines *workshops* haben junge ArchitektInnen kreative Entwürfe einer „Inkubator-Architektur“ für *start-up* Unternehmen in Cejl geliefert. Anstelle von Ansätzen zur Veränderung ungerechter Stadtplanung ging es bei dem Projekt eher um Pionierarbeit für eine längerfristige profitable Entwicklung. Warum unternehmerische Stadtentwickler sich für ein gentrifizierungsfähiges Kreativzentrum einsetzen, erklärt sich aus der lukrativen Nähe des Stadtteils zum historischen Zentrum.⁴ Warum das „Warum“ vor dem „Wie“ zu beantworten ist, hat Giancarlo de Carlo deutlich gemacht in seiner Kritik der ArchitektInnen von CIAM II, die mit all ihrer Kreativität die Wohnung für das Existenzminimum entwickelt haben, ohne zu fragen, warum Planung für ein Minimum überhaupt notwendig ist oder wem sie in letzter Konsequenz dienlich ist.⁵

Während ein „Nein“ zu Spekulationsbauten selbstverständlich erscheint, birgt ein „Nein“ zu suburbanisierenden Einfamilienhäusern ein gewisses Provokationspotenzial für KollegInnen, da es sich nach wie vor um eine der Hauptaufgaben für junge ArchitektInnen handelt. Dennoch ist angesichts der Ökologie- und Wirtschaftskrise das damit mitgeplante Ungleichgewicht an Infrastruktur und Flächenverbrauch schlichtweg nicht zu unterstützen. Das heißt nicht, dass nicht Teile der Wohnqualität, die ein Eigenhaus verspricht, in Planungskonzepten für verdichteten Wohnbau einfließen können, ja, vielmehr: müssen.

1 Gabu Heindl in Kooperation mit Hito Steyerl, Der Bau: Unter Uns – Dekonstruktion eines Gebäudes, Linz 2009
Foto: Gabu Heindl

2 und 3 GABU Heindl Architektur, Österreichisches Filmmuseum Inside/Out, Umbau Fassade, Foyer und Filmbar, Albertina, Wien 2008
Fotos: Hertha Hurnaus



1



3

„Ja“ zu...

Abgrenzungen machen Zeit und Raum frei für die vielen Dinge, die es zu tun gibt: „Ja“ zur Re-Professionalisierung von Architektinnen im Sinne einer intellektuellen politisch-aktivistischen sowie selbstkritischen Planung; „ja“ zu architektonischer Tätigkeit, die sich ihrer disziplinimmanenten Aufgabenfelder und Mittel bedient, um dabei ihre Disziplin mit umzugestalten, sich aber auch Techniken und Taktiken aus Kunst oder Aktivismus abschaut.

Konstruierte Destruktion, um etwas aufzuzeigen und aufzuzeichnen, war die Technik des architektonisch choreographierten Abschlagens der Putzfassade eines in der NS-Zeit für Hitlers Kunststandort errichteten Repräsentativbaus am Hauptplatz von Linz, mit dem eine öffentliche Ausstellung über die bis dahin unaufgearbeitete historische Gewaltgeschichte rund um die Entstehung des Baus einherging. Während Linz EU-Kulturhauptstadt war, wurde dieses einjährige Projekt zum Agenten für eine öffentliche Auseinandersetzung mit Geschichtspolitik.⁶



2

Nicht Abschlagen, sondern Durchbrechen von dicken feudalen und denkmalgeschützten Mauern der Wiener Hofburg war das Ziel der Öffnung der Fassade und des Umbaus des Österreichischen Filmmuseums, das das zuvor solange hinter einer Blindfassade versteckte Kino an das Außen des

städtischen Straßenraums anbinden sollte. Das Filmmuseum, das sich selbst als eine Art Republik der Bilder und Töne und Kino

4 Gabu Heindl, Manfred Hasler, konstantin gabel, Brut, Umbau Theaters brut, Wien, 2007
Foto: Gabu Heindl

5 GABU Heindl Architektur, Kinder im Garten, Kindergarten Rohrendorf, 2008
Foto: Lisa Rastl

als demokratischen Raum ohne Ausschluss versteht, ist – entgegen der Vermutung, es praktiziere abgeschottete Elitenkunst – ein nachdrücklich öffentlicher Ort, der etwa auch immer wieder Obdach- und Mittellosen gratis Zutritt zu den Kinovorführungen im Saal einräumt.

Interdisziplinäre partizipative Raumproduktion war gemeinsames Anliegen aller Beteiligten beim Umbau des experimentellen Theaters „brut“ in Wien⁷: Ein Beispiel für kollektives Planen und kollaboratives Bauen, für Prozess-Arbeit ohne „Experten“ oder „Masterplan“. Ganz im Kontext verhaftet, ging es um Wegnehmen, Abkratzen der Wände, Umnutzung und Recycling – wobei die Ästhetik des so entstandenen Raums auch problematische Parameter widerspiegelt: Pragmatik, da es nur sehr wenig Budget gab: Prekarität der kreativen Arbeitswelt, weil wir viele waren, die einen langsamen Prozess lang um wenig Geld gearbeitet ha-



5



4

ben. Nicht zuletzt spürbar ist dabei auch der geschützte Rahmen der Kunst, in dem es mittlerweile fast Mainstream ist, Störungen als Distinktionsmerkmale einzusetzen.

Öffentliches Planen

Wenn im Fall der bislang genannten Thesen zu möglichen Formen der Architektur die Probe aufs Exempel gemacht wird, dann geschieht das allerdings außerhalb des Kunstkontexts. Das betrifft etwa den Wohnbau oder Versuche der Änderung der Planungs-

bedingungen bei öffentlichen Projekten; da, wo Mitsprache oft nicht gewünscht ist, es jedoch einen großen Unterschied macht, weil sich in den Bauten für viele ständiger Alltag abspielt: so etwa beim Kindergarten- oder Schulbau. In diesem weniger glamourösen Umfeld gilt es umso mehr, aus einer realistischen, die Machtverhältnisse reflektierenden Position heraus zu operieren. Die explizite Bejahung zur (Um)Gestaltung öffentlicher Bauten und Infrastrukturen, Kultur- und Bildungsbauten bringt das Dilemma mit sich, dass solche Projekte oft mittels eines Wettbewerbs vergeben werden - und gerade diese Arbeitsform der Konkurrenz im Gegensatz zum politischem Anspruch von kollaborativem Prozess, aneignbarer offener Form oder Teilhabe steht. Kindergarten, Schule, Hochschule sind jedoch Orte, die wie keine anderen verlangen, dass öffentlich darüber disputiert wird, wie, von wem, mit wem, durch welchen Prozess sie erbaut oder umgebaut werden sollen.⁸

GABU Heindl Architektur, Umbau und Erweiterung des Gymnasiums Zehnergasse, Wr. Neustadt, 2010–2013
Modellfoto:
Gabu Heindl



Schulbau ist das praktische Pendant zum macht- und sozialtheoretischen Konzept des Übergangs von der Disziplinierung zur Flexibilisierung und zum lebenslangem Lernen: Neue offene Lernlandschaften modellieren Raum und SchülerInnen, ermöglichen die frühe Einübung in neue prekäre Arbeitsformen. Von der Modernisierung der Disziplinarmaschine bis zu neoliberaler Total-Flexibilisierung (jeweils problematische Praktiken) geht die Bandbreite der Konzepte, für die Schulräume formoffen sein müssen, um auch zukünftig sich ändernde pädagogische Konzepte zu unterstützen.

Dissensuales Bauen

Ein krasser Fall für die Bejahung und die zueinander in Beziehung zu setzenden Widersprüche der hier verhandelten Fragestellungen ist das Projekt „Draußen im Gefängnis“, die Umgestaltung eines Gefängnishofes. Immanent diskriminierend, ausgrenzend im Einschluss, geht es mit dem Gefängnis grundsätzlich um einen Raumtyp, den ich nicht bauen möchte. Als Mutter aller Disziplinarbauten ist das Gefängnis trotzdem ein Ort von Öffentlichkeit, im Sinn des öffentlichen Diskurses über Einschluss als Ausschluss, über Qualität der Behandlung und Behausung derer, die eingeschlossen werden. Der Gefängnishof ist der einzige Ort für die eine Stunde am Tag, in der Kontakt mit anderen im Freien möglich ist. Im speziellen Fall handelte es sich um ein Gefängnis aus den 1930er Jahren, das unter Denkmalschutz steht und an dem unlängst vieles saniert wurde, jedoch nicht der unerhört kleine Gefängnishof, der durch die neuen Gebäudeteile sogar verkleinert wurde und so noch weniger Sonne erhält. Eingeladen vom kritischen Kuratorinnen-Team trafo.k, mit minimalem Budget eine künstlerische Arbeit zu realisieren, stellte sich beim Workshop vor Ort die Frage nach einem Fußballplatz, den es, wie sich herausstellte, aus Platz- und Geldmangel nicht gab.

Es ging beim Projekt darum, zu zeigen, dass es für den Außenraum, der für die Gefangenen während ihres Einschlusses so wichtig ist, keine Ressourcen gibt. Gleichzeitig sollte das Projekt aus unserer Sicht gemeinsam mit den InsassInnen des Hauses und für sie entwickelt werden. Trotz breit geführter ideologisch aufgeladener Diskussionen zeichnete sich das kollektive Ziel ab, in dem Spazierhof ein Kunstrasen-Fußballfeld zu verlegen. Das Projekt „Draußen im Gefängnis“ versucht, die räumlichen Ungerechtigkeiten nicht unsichtbar machen, sondern sie im Gegenteil deutlich aufzeigen: durch die Vertikal-Faltung des Rasens oder dadurch, dass die Rasenfläche eine Welle wirft, weil der Hof dem ohnehin schon kleinen Spielfeld, das gerade „Bambini“-Format hat, nicht genügend Platz bietet. Auf den Fotos des Projekts ist aus Anonymitätsgründen niemand abgebildet, aus Besuchen und Erzählungen weiß ich aber, dass auf dem Kunstrasen Fußball und andere Sportarten gespielt werden, auf der Welle gern gelegen oder gerastet wird, und die hochgeschlagene Rasen-Wand gemeinsam mit der orangefarbenen Gummiiwand den Prall-Schutz bieten, der bei so engem Raum oftmals brauchbar ist.

Ob das Vorhaben rein baulich nun gelungen ist oder nicht: Es ist ein Diskurs über Aspekte der an dem Ort vorhandenen Ungerechtigkeit möglich. Die Ästhetik des „Reinquetschens“ wird zum räumlichen Unverhältnis in Beziehung gesetzt. Es wird darüber gesprochen, und es kann darüber geschrieben werden.

Selbstkritische kritische Praxis

Zuletzt komme ich nochmals zur Selbstkritik zurück: Sie entzündet sich an der Architektur, zum Beispiel daran, dass sie sich auf Design reduzieren lässt; sie richtet sich aber auf mich selbst als Architektin im Konflikt zwischen dem, was optimal wäre und was die Machtverhältnisse zulassen. Manchmal ist Architektur nur Architektur: Nicht alle Probleme sind aus ihrer Profession heraus lösbar. Und manchmal ist die beste Architektur auch gar keine. Hier nur als Vorausschau angedeutet, geht es in meinem nächsten Projekt um einen „Nicht-Bebauungsplan“ für den Donaukanal, einem zentralen Naherholungsort in Wien. Das Vorhaben soll im Sinn einer Anwaltsplanung künftig Mögliches für NutzerInnen zeigen, die im Gerangel um die immer ertragreicher kommerzialisierbaren Orte keine Stimme haben. Für diesen Freiraum scheint die Aufgabe der Architektur zu sein, den Freiraum als das zu bewahren, was er schon ist: ein freier Raum. Da wird das Nein-Sagen zu Investorenprojekten zum

Gabu Heindl, Draußen im Gefängnis, Umgestaltung des Männerspazierhofs der Justizanstalt Krems, 2010–2011
Fotos: Gabu Heindl



projektierenden „Ja“; denn nicht emsig Investoren zu keilen oder für sie zu planen, ist auch eine Facette dessen, was Architektur soll.

Anmerkungen

- 1 Master Seminar in der Plattform *Geography, Landscape, Cities* an der Akademie der Bildenden Künste Wien.
- 2 Darum geht es in der 2011/2012 von mir für die Österreichische Gesellschaft für Architektur kuratierten Vortragsreihe „Solidarität – Wie entstehen demokratische Räume“. Siehe: www.oegfa.at.

- 3 „Bürophilosophie“: www.gabuheindl.at.
- 4 Eine längere Diskussion über das Projekt war Teil des *workshops „Just City“* im *4AM Forum for Architecture and Media* in Brno, im Rahmen der Ausstellung „Compact City“, April 2011.
- 5 Giancarlo di Carlo: „Architecture’s public“, Wiederabdruck in: *Architecture and Participation*, Eds. Peter Blundell Jones, Doina Petrescu, Jeremy Till, London 2005.
- 6 „Der Bau“ entstand in Kooperation mit Hito Steyerl, die für Idee und Regie verantwortlich zeichnet. Fassadenabschlag, Ausstellungsarchitektur und Kartographie: Gabu Heindl.

- 7 Gemeinsam mit der Intendanz und MitarbeiterInnen des Theaters haben das Kollektiv bestehend aus Manfred Hasler, Gabu Heindl und Ece Anisoglu, Jakob Brossmann, Julia Miglinci, Johannes Weckl (konstantin gabel) den Umgestaltung des Eingangs, Foyers und der Bar des brut Theaters vor Ort entworfen und selbst gebaut.
- 8 Um zu verhindern, dass es zu einer Direktvergabe ohne öffentliche Diskussion über die Qualität der nötigen Kindergarten-erweiterung kommt, forderten grüne Gemeinderätinnen in Rohrendorf einen Wettbewerb. Während des Planungsprozesses war es möglich, die NutzerInnen Schritt für Schritt in den Planungsprozess einzubeziehen.